**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 1 (1906-1907)

**Heft:** 22

**Rubrik:** Umschau

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Umschau

**Schulreisen.** Über diese Institutionen läßt sich im St. Galler „Tagblatt“ eine Stimme beachtenswert vernehmen. Es geschieht in einer Zurückweisung des Gedankens, das dortige altberühmte und unvergleichlich stimmungsvolle Jugendfest fortan mit Schulreisen abwechseln zu lassen, und der Artikel führt aus: „Welchen ideellen Hintergrund hat denn ein Schulreischen? Den der geographischen Bereicherung, den, daß unsre Kinder in der vielreisenden Zeit auch irgendwo gewesen seien und die schönen Orte unsres Vaterlandes kennen lernen? Ja, wenn sie das tun und etwas sehen, dann ist es auch etwas; aber wer einmal an der Spitze von Schulklassen gereist ist, der weiß, wie klein das Resultat ist. Meist sind es die allerkleinsten, die alleräußerlichsten Vorgänge, die die Schüler und Schülerinnen interessieren, erst, ob sie glücklich in den Bahnwagen kommen, ob sie einen Fensterplatz erwischen, was sie im Säcklein tragen als eßbare Unterstützungsmittel des Humors ꝛc. Muß man ein Stück Weges mit einer Klasse zu Fuß wandern, so hat man immer zu treiben, zu beleben, Mut zuzusprechen. Unsere Jugend ist das Wandern nicht mehr gewohnt. Es ist ihr gleich zu heiß und zu weit. Kommt ein Brunnen, so stürzt sie sich darüber her und will sich satt trinken und alles Mahnen zur Vernunft nützt nichts. Der Glanzpunkt aller Reischen ist immer das Wirtshaus, in dem man landet. Davon wissen sie dann zu erzählen, ob und was man zu essen und zu trinken bekommen hat. Ich bin der festen Überzeugung, daß der ideelle Gewinn der Schulreischen mit dem Mikroskop gesucht werden muß. Sieht ein Kind überhaupt Natur? Faßt sein Auge eine Aussicht? Versucht es einmal, wie spät das Vermögen, diese zu schauen, erwacht!“ F.

**Basler Musikleben.** Für das Konzert, das der „Basler Gesangverein“ am 16. Juni 1907 im Münster gab, war dem Referenten das übliche Billett nicht zugestellt worden; es blieb ihm daher, da bekannt gemacht wurde, es seien alle für das Konzert in Betracht kommenden Plätze bereits ausverkauft, nur übrig, ein solches zu der für den Vorabend des Konzerttages angesetzten öffentlichen Hauptprobe zu erstehen, über die allein er demnach berichten kann.

Was nun die Aufführung der gewaltigen H-moll-Messe von Johann Sebastian Bach angeht, mit deren Studium sich der Verein das denkbar höchste Ziel auf dem Gebiete der Kirchenmusik gesteckt hatte, so ist darüber so vorwiegend Lobendes zu sagen, daß die Ausstellungen, die in der Hauptprobe zu machen waren, und die sich auf mehrmaliges Schleppen des Chors und einige nicht ganz sichere Einsätze beziehen könnten, fast bedeutungslos werden, um so mehr als, wie uns versichert wird, im Konzerte selbst zu ihnen überhaupt kein Anlaß mehr gegeben ward. Die enormen Ansprüche, die hier an die Chorstimmen gestellt werden, haben das Werk erst hundert Jahre nach dem Tode seines Schöpfers und erst allmählich bekannt werden lassen, und auch heute noch dürfen sich nur die leistungsfähigsten Vereine daran wagen, dann aber auch sicher sein, einen so tiefgehenden Eindruck zu erzielen, daß gegen ihn selbst der der Matthäus-Passion zurücksteht, die doch für sich so manches der H-moll-Messe Fehlende in die Wagschale zu legen hat. Der Dank dafür, den Genuß des Werkes den in hellen Scharen von nahe und fern herzugeströmten Hörern wieder, nach vieljähriger Pause, in vorzüglicher Weise ermöglicht zu haben, gebührt in erster Reihe

dem Leiter des Ganzen, Herrn Kapellmeister Suter, der sein bekanntes hervorragendes Direktionstalent auch hier wieder glänzend bewährte und dem „Basler Gesangverein" der stattlichen Reihe seiner Ehrentage einen neuen hinzufügen ließ. Die Solopartien waren in ausgezeichneter Weise durch die Damen Frau Anna Stronck-Kappel und Fräulein Maria Philippi, sowie die Herren Robert Kaufmann und Prof. Johann Messchaert vertreten. Eine besondere Anerkennung verdienen auch die Instrumentalsolisten, die Herren Konzertmeister Kötscher (Violine), Buddenhagen (Flöte), Gold und Schröter (Oboi d'amore), Leimeister (Corno da caccia), und die Vertreter der Orgel- und Cembalo-Partien, die Herren Hamm und Breil. Am 17. Juni vereinigten sich dann die genannten Gesangssolisten mit Herrn Kapellmeister Suter, der seine vortreffliche Begleitungskunst am Flügel entfaltete, zur Veranstaltung eines Liederabends; daß sie dem den großen Musiksaal vollständig füllenden Publikum mit ihren Vorträgen (von Brahms, Beethoven, Cornelius) einen unvergeßlichen Kunstgenuß bereitet haben, bedarf wohl keiner Erwähnung. G. H.

**Zürcher Musikleben.** Rastlos rollt das Rad der Weltgeschichte vorwärts: schon wieder können wir, trotz Sommerszeit und Blütenduft, von fünf Konzerten berichten, die mit Recht Anspruch auf ernsthafte Beachtung erheben dürfen. Da sind zunächst die drei Orgelkonzerte von Paul Hindermann, vom 10., 17. und 24. Juni, auf die wir mit ein paar Worten eingehen müssen. Von den solistischen Vorträgen des Konzertgebers möchte ich als besonders verdienstvoll den des Präludiums in E-moll von Dietrich Buxtehude (1635—1707), der Konzertstudie von Gust. Weber über den Choral aus dem „nächtlichen Zug" und Fuge aus der „Graner-Messe" von Liszt (am 10.), sowie den des wundervollen Trauermarsches aus Edgar Tinels „Franziskus" und der höchst interessanten und fesselnden Passacaglia in F-moll von Max Reger (am 24.) hervorheben. Auch Mendelssohns prächtige, tiefangelegte C-moll-Sonate wieder einmal zu Ehren zu bringen, war ein trefflicher Gedanke. Im ersten Konzerte lernten wir die Sängerin Frl. Luise Escher (Mezzosopran) aus Berlin kennen, die mit vier Gesängen von Bach, H. Reimann nach D. Comer, Brahms und Astorga, zwar den Beweis feinen künstlerischen Verständnisses erbrachte — uns jedoch stimmlich — es haftet ihrem Organ eine gewisse Härte an — nicht recht zu erwärmen vermochte. Den günstigsten Eindruck gewannen wir dagegen von der Zürcher Altistin Frl. Luise Kienast, die (am 17.) Sachen von Martini, Beethoven und Richard Strauß mit schönem Ausdruck vortrug. Die junge Künstlerin verfügt über prächtige, in der Tiefe geradezu phänomenale Stimmittel. Frau Anna Bering (Mezzosopran), die dem dritten Konzert ihre Unterstützung zuteil werden ließ, beeinträchtigte leider die Wirkung ihres tiefempfundenen und stimmlich bedeutenden Vortrages einiger wenig gekannter Lieder von Schubert, Liszt und Chr. Bering teilweise nicht unerheblich durch die Neigung zu Intonationsschwankungen. Weit die bedeutendste Leistung der drei Konzerte war die Aufführung der Bachschen Motette „Komm, Jesu, komm" durch den „Gesangverein Zürich" (früher „Verein für klassische Kirchenmusik"), der durch die Damen Frau A. Hindermann-Großer (Sopran), Frl. Hedwig Wettstein (Alt), sowie die Herren Fritz Boller (Tenor) und E. Mehrlin (Baß) solistisch unterstützt wurde (am 17. Juni).

Am 16. gab der Lehrergesangverein Zürich unter Lothar Kempters Leitung in der Tonhalle eine Matinée, die außer einigen solistischen Leistungen von Frau M. Burger-Mathys aus Aarau (Sopran) und Herrn A. Großer in Zürich (Viola) nur a capella Vorträge brachte. Den Anfang machte Jacq. Wydlers „Bergfrühling", nach Gottfried Kellers Gedicht, eine schön empfundene und ge-

schickte Komposition, in deren Baritonsolo der Komponist sich übrigens als ein ebenso begabter Sänger zeigte. Ihm folgte Isabella Kaisers „Märchen“ in Lothar Kempters Vertonung. Es läßt sich der Komposition unseres hochverdienten Kapellmeisters gewiß nicht warmes Gefühl und Stimmung absprechen, und doch — man sollte solch ein Gedicht nicht einem Männerchor in den Mund legen. Gerade der spezifische Reiz des Gedichtes, der Hauch weicher, poesievoller Weiblichkeit geht bei dem stets mehr oder weniger brutalen Männerchorklang rettungslos zugrunde; echte, feinste Poesie zerstiebt vor dem Hauche auch des besten Männerchores in alle Winde, es ist kein Zufall, daß die tiefsten Werke des Klangs der Frauenstimmen nicht entbehren können. Ganz anders eignet sich für den Chorus der Herren der Schöpfung Friedr. Rückerts „des Stromes Liebe“. Die Komposition, die Kempter dieser Dichtung hat zuteil werden lassen, muß in der Tat als äußerst gelungen bezeichnet werden, namentlich die kraftvoll energischen Partien sind von schöner Erfindung und bedeutender Wirkung. Ein fröhliches Stück ist José Berrs „Ein Musikus wollt' lustig sein“, es zeugt in seiner zopfig-parodistischen Weise nicht nur von dem Können, sondern auch von dem guten Humor des Komponisten. Den Schluß machte Carl Zöllners bekanntes und stets gerne gehörtes „Das Wandern“ (Wilhelm Müller). Den vortrefflichen Leistungen des Chors reihten sich die der Solisten würdig ein. Frau Burger-Mathys sang stimmlich aufs beste disponiert und mit feinem Vortrag Lothar Kempters „Liebesbriefe“ Nr. 1 und 2 und „Vorsicht“, von denen das letzte vielleicht stellenweise ein wenig überhastet war, sowie das reizende „Mögen alle bösen Zungen“ von Hugo Wolf und die beiden Straußschen „Seitdem dein Aug' in meines schaute“ und „Ständchen“. Herr Großer zeigte sich mit dem ersten Satze aus Rubinsteins Sonate für Viola und Klavier, sowie einem Märchenbild von Schumann und einer Romanze von Davidoff von neuem als gediegener und feinfühlender Bratschist.

Lebhaftes Interesse erregte der Schweizer Komponisten-Abend des Häusermannschen Privatchors vom 18. Juni. Karl Voglers Chor mit Orchester „Das letzte Lied“ (Johanna Ambrosius), mit dem der Abend eröffnet wurde, ist zwar nicht das Werk eines besonders originellen Kopfes, weiß jedoch dank seiner geschickten Arbeit und seiner warmen Empfindung den Hörer durchweg zu fesseln. Etwas arm und überdies den fließenden Zusammenhang beeinträchtigend sind hie und da die Orchesterzwischenspiele, zu lang ausgesponnen das Nachspiel. Der 117. Psalm für achtstimmigen a capella Chor von Otto Barblan, eine außerordentlich kunstvolle und schwierige, wenn auch nicht gerade sehr überzeugende Komposition, kam leider nicht so einwandsfrei heraus, wie man es sonst von dem Häusermannschen Chor gewohnt ist. Zwischen ihm und den drei vierstimmigen a capella Chören „Mein Schätzelein“ (J. Caviezel von Castelmar) von Attenhofer, „Meine Freude war die Rose“ (Hoffmann von Fallersleben) und „Heimweh“ (E. Rothpletz) von Hegar, von denen besonders die beiden ersten wohlverdienten Beifall fanden, trug Fräulein Emmi Häusermann fünf von Gottfr. Kellers „Alten Weisen“ in der Vertonung des in den letzten Tagen des vergangenen Jahres in Florenz aus dem Leben geschiedenen Richard Schweizer vor und erwies damit dem Andenken des zu früh verstorbenen reichbegabten Künstlers eine schöne Huldigung. Wie Schweizers ganze Natur allem Konventionellen abhold war, so spricht er auch in diesen, erst nach seinem Tode im Druck erschienenen Liedern, trotz eines gelegentlichen äußerlichen Anklanges an Schubert durchaus seine eigene Sprache. „Röschen biß den Apfel an“ . . „Wandl' ich in dem Morgentau“ . . und „Du milchjunger Knabe“ . . sind Kompositionen, die dem Feinfühligen immer wieder etwas zu sagen haben werden.

Den Schluß machte eine Novität: Szenen aus dem hellenischen Festspiel

„Aphrodite", Dichtung und Musik von Hans Jelmoli. Was für eine richtige Bewertung dieser Musik unerläßlich zu sein scheint, ist die Beachtung des Wortes „hellenisch". Der Komponist scheint mit vollem Bewußtsein das Ziel verfolgt zu haben, den historischen Charakter seines Gegenstandes in der Musik zum Ausdruck zu bringen. Nicht in dem Sinne einer für uns ja undenkbaren historisch getreuen Imitation hellenischer Tonkunst, sondern im Sinne einer den hellenischen Geist mit den Mitteln der modernen Musik herausarbeitenden Neuschöpfung. Wenn ihm die Lösung dieser interessanten und schwierigen Aufgabe auch durchaus nicht überall in dem Maße gelungen ist, wie beispielsweise in dem sehr charakteristischen, bukolisch gefärbten Vorspiel, das trotz, oder hier vielleicht wirklich einmal wegen seiner Wiederholungen einen ganz eigenartigen Reiz ausübt, so machen sich doch immer wieder, wie z. B. in dem Chor zu Ehren der Aphrodite gelungene, zum mindesten feinsinnige Ansätze in der oben gedachten Richtung bemerkbar. (Weshalb übrigens Jelmoli die arme Amphitrite zur Todesgöttin gemacht hat, ist uns nicht ganz ersichtlich; in meiner Nähe machte jemand die treffende Bemerkung: alle ersaufen schließlich doch auch nicht!)

Daß diesen erfreulichen Intentionen auch weniger ansprechende Ausführungen gegenüberstehen, kann nicht geleugnet werden; abgesehen von einem fast gänzlichen Fehlen des für ein aufzuführendes Festspiel nun einmal unerläßlichen dramatischen Zuges — wenigstens in dem, was wir zu hören bekamen — macht sich hie und da in der Instrumentation eine gewisse Gesuchtheit bemerkbar (die ihren Grund vielleicht in der angedeuteten Tendenz des Stückes hat); ob ein paar sinnlose Textbetonungen dem Komponisten oder dem mehr „das Seine suchenden" Sänger der Hauptrolle, Herrn B. Bernardi, auf die Rechnung zu setzen sind, vermögen wir nicht zu entscheiden. Im übrigen entledigte sich unser vielgefeierter Tenorist seiner Aufgabe mit echt italienischer — aber sehr wenig hellenischer — Bravour; die kleineren Partien lagen in den Händen der Damen B. Weilenmann-Pauk und E. Häusermann, sowie der Herren F. Boller und A. Flury. W. H.

**St. Gallen.** Die letzte Theatersaison. Die Tore unseres Musentempels (der Ausdruck ist schlecht gewählt) haben sich geschlossen. Erleichtert atmet der Literaturfreund auf; etwa wie nach der Lektüre eines schlechten Buches, das irgendein Grund zu lesen ihn zwang. Der scheidende Direktor aber subtrahiert schmunzelnd die Passiven von den Aktiven: die Rechnung gefällt ihm.

Ständen seine Leistungen auch nur in einem ungefähr entsprechenden Verhältnis, die Stadt St. Gallen könnte die Theatersaison 1906/07 zu den besten zählen. Leider aber ist das Umgekehrte der Fall. Leute, die es wissen können, sagen, daß wir im vergangenen Winter überhaupt kein Theater gehabt hätten; sondern eine Theaterschule. Das wäre nun so schlimm noch nicht. Wir würden uns damit vielleicht gerne begnügt haben, wenn unter den Spielenden einige wirklich talentierte Kunstbeflissene hätten entdeckt werden können. Wenn! Tatsächlich aber wies das Ensemble nur wenige mittelmäßige Spieler auf. Und die guten Kräfte, die können gemütlich an einer Hand abgezählt werden: wir kommen auch so nicht über Daumen und Zeigefinger hinaus! Der große Rest bestand aus jungen Anfängern, die als Volontäre in St. Gallen sich ihre Sporen verdienen wollten.

Wohlverstanden, es ist hier vom Schauspiel und vom Schauspiel-Personal die Rede.

Zu der absolut ungenügenden Besetzung trat dann der weitere Übelstand einer unglaublich starken Inanspruchnahme des Personals. Die Fälle sind nicht vereinzelt, daß ein Spieler innert drei Tagen drei große Rollen zu spielen und während der gleichen Zeit eine neue Partie zu studieren hatte. In 28 Spielwochen wurden gegen 200 Vorstellungen gegeben! In mehr als der Hälfte davon waren die Schauspieler

beschäftigt. Daß bei diesem Engros-Betrieb keine oder nur ganz ausnahmsweise künstlerische Leistungen geboten werden konnten — besonders nicht von Anfängern — liegt wohl auf der Hand.

Als Direktor Gottscheid vor zwei Jahren die Leitung des St. Galler Stadttheaters übernahm, hat er seine Ideen und Ziele in einem vielversprechenden Programm wie folgt entwickelt:

„Der Montag soll in Zukunft besonders der Pflege feinerer literarischer Stücke gewidmet sein, der Mittwoch der Volksoper und Operette, der Samstag namentlich Schülervorstellungen, der Sonntag hinwieder Volksvorstellungen, die bei mäßigen Preisen das Beste bieten sollen . . . So soll das Theater ein Sammelpunkt aller Gesellschaftskreise werden; es soll nur Gediegenes geboten werden und die seichte Operette nicht die Hegemonie besitzen."

Diesen Leitsätzen wurde der Direktor im ersten Spieljahr noch ziemlich gerecht. Dann aber kam seine Berufung an das Kieler Theater. Der fünfjährige Kontrakt mit der Verwaltung des St. Galler Stadttheaters wurde gelöst. Mit dem hiesigen Publikum war also nur noch für den einen Winter, nicht mehr für die Zukunft zu rechnen. So konnte fröhlich darauflos geschäftet werden. Und als Theaterkomitee und Publikum gleichsam aus ihrer Narkose erwachten, war die Spielsaison bereits überstanden . . . .

Die gute Bühne will das Publikum erziehen und beeinflussen; in St. Gallen beeinflußte das Publikum die Bühne. Die Auswahl der Stücke erfolgte nach den Formeln der Rentabilitätsberechnung. Ein Blick auf das Repertoire beweist dies: Sachen wie „Sherlock Holmes", „Weg zur Hölle", „Husarenfieber" und ähnliches haben die meisten Aufführungen erlebt. Daneben wurde eine ganze Menge Possen und Lustspiele gegeben, darunter solche, denen ein einigermaßen ernstes Theater bleibend verschlossen sein sollte; es sei nur an „Einer von unsre Leut", „Er und seine Schwester", und „Das letzte Mittel" erinnert.

In überwiegendem Maße diente das Theater der Unterhaltung und Belustigung. Stücke, in denen sich die Zuhörer gaudieren und vor Lachen fast die Hälse brechen konnten, waren Trumpf. Sie brachten das meiste Geld. Denn der Besuch des Stadttheaters war trotz der minderwertigen Darbietungen — oder vielleicht gerade deswegen — während der ganzen Saison ein außerordentlich lebhafter. Die Hochkonjunktur der Stickerei-Industrie warf ihre goldenen Wellen auch in das Theater hinein! —

Vom modernen Drama hier zu reden, fällt schwer. Ibsen und Hauptmann kamen durch unsere Theatertruppe je — einmal zum Wort! Eine viel größere Bescheidenheit konnte man den st. gallischen Literaturfreunden nicht mehr wohl zumuten. Die Gerechtigkeit erfordert es, anzuerkennen, daß die Aufführungen von „Wildente" und „Versunkene Glocke" ganz annehmbar herauskamen, weil in beiden Dramen die Hauptrollen in den Händen von Gästen lagen.

Von namhaften modernen Bühnenschriftstellern wurden außer den zwei Genannten noch aufgeführt: Gorki, Sudermann, Dreyer und Hartleben je einmal, Halbe zweimal. Gewiß bescheidene Zahlen. An Schauspiel-Novitäten gingen in Szene „Der Helfer", „Idealer Gatte" und „Kinder"; die Direktion nennt in einer Publikation als weitere Novitäten „Untreu" von Bracco, „Sittliche Forderung" von Hartleben und „Der Schlosser" von Gottscheid.

Klassische Stücke sind 13 zu verzeichnen. Wenn die Güte der Menge der Aufführungen entspräche, dürfte man in diesem Punkte allenfalls zufrieden sein. Bedauerlicherweise aber wurden die Klassiker vielfach heruntergehaspelt und mißhandelt — „herausgeschmissen" heißt der schöne Terminus technicus — auf eine Weise, die aufrichtiges Mitleid mit den armen, wehrlosen Dichtern erwecken mußte. Was geboten wurde, war manchmal kaum mehr als eine Farce: sowohl in sprachlicher, mimischer und szenischer Beziehung. Die

Regie durfte sich ruhig jede Stillosigkeit gestatten. Was tat es, im „Tell“ die alten Urner mit Tiroler-Wadenstutzen oder die Wasserträgerinnen in Hellas mit echt thurgauischen Mostkrügen herumlaufen zu lassen!? Und der Himmel sah es mit Geduld!

Es bleibt noch zu untersuchen übrig, wie das Versprechen der Direktion, bei Volksvorstellungen „nur das Beste“ zu bieten, erfüllt wurde. — Neben Klassikern kamen in „angenehmer“ Abwechslung folgende Meisterwerke der Weltliteratur zur Aufführung: „Münchner Kind'ln,“ „Raub der Sabinerinnen“, „Einer von unsre Leut“, „Weg zur Hölle“, „Die von Hochsattel“, „Hans Huckebein“, „Sherlock Holmes“, „Charleys Tante“ usf. Mit derartiger Kost wird kein Mensch zu Hohem und Schönem begeistert und emporgehoben. Aber eben, für das Volk ist ja „nur das Beste“ gut genug! Die Direktion hätte um so eher eine bessere Auswahl der Stücke treffen dürfen, als ihr dadurch eine finanzielle Einbuße kaum erwachsen wäre; denn die Erfahrung zeigte, daß die Klassiker-Aufführungen ebensogut besucht waren wie die Schwank-Vorstellungen. In dieser Hinsicht steht der kleine Mann entschieden über jenen gebildet sein wollenden Leuten, die meinen, Schiller und Goethe längst überwunden zu haben.

Ein Wort noch über die Gastspiele. Eine ganze Reihe Gäste wurde nach St. Gallen aufgeboten, um hier — auszuhelfen. Diese Aushilfsgastspiele ließen die Dürftigkeit und Armseligkeit unseres Ensembles erst recht zur Geltung kommen. Erst recht kam da zum Bewußtsein, daß man den langen lieben Winter über individuelle Bühnengestalten redlich vermissen und sich mit Marionettenfiguren begnügen mußte.

Offenbar hat das künstlerische Gewissen den Direktor gegen den Schluß der Saison, als er begann, das Fazit zu ziehen, doch ein wenig gedrückt. Darum rief er schnell noch das Ibsen-Ensemble der Maria Rehoff herbei; und so tönte die Saison im Dreiklang „Frau vom Meere“ — „Hedda Gabler“ — „Baumeister Solneß“ wenigstens harmonisch aus!

In einem zweiten Artikel werden wir einige Anregungen und Vorschläge machen, die sich aus den Erfahrungen des letzten Winters ergeben haben, sowie das Verhältnis der hiesigen Presse zum Theater einer kurzen Besprechung unterziehen.

C. B.

— Die Stadt St. Gallen wird auch heuer wieder — der 16. Juli ist dafür vorgesehen — ihr altberühmtes Jugendfest auf dem Rosenberg begehen. Weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt geworden, vor allem auch aus Süddeutschland besucht, ist es eine Victoria Regia seiner Gattung, Volksfest im vollsten Umfang des Wortes für die Stadt, die an diesem Tage schier bis aufs „letzte Bein“ hinauf zieht auf den herrlich ob dem Häuserplan gelegenen, zum Bodan und zum Alpstein ausschauenden hohen Wiesenplan. Wer's an gesichertem Tage mit all seinem Leuchten, all den strahlenden Augen und fröhlichem Gerenn, in seiner hellen Massenerscheinung gesehen hat, mit dem blitzsauberen Zug am Morgen, dem Tun und Treiben auf dem mächtigen Raum, dem erstaunlichen Riesen-Bratwurstessen an den endlosen Tischereihen unterm freien Himmelszelt, dem jubelnden Abzug am Abend ins Tal und in die Stadt hinunter: dem bleibt dieses so merkwürdig einen Zug der Traulichkeit in aller Größe bewahrende Fest unvertilglich im Gedächtnis haften, als ein Gemütsgut von unverwüstlicher Frische. Es ist ja mit den Jahren unbändig groß geworden, dieses Fest, und seine Vorbereitung, seine Regelung und Überwachung muß für viele mehr Last als Lust sein; aber man vernimmt doch mit starkem Bedauern, daß die Neigung sich kund tut, diese lokale Institution anzutasten, das sonnige Gebilde nicht mehr unverbrüchlich alle Jahre wiederkehren zu lassen. Da müssen jene, die gelassen alle anderen Feste hergäben, könnten sie damit dieses eine bewahren, sich hören lassen und bekennen, was es ihnen ist: nicht eines neben den andern,

sondern das Fest, die Poesie als Fest, der Tag eigener Jugenderneuerung in der Jugendschau. Muß es ausgerechnet das Schönste, das Bodenständigste, das in sich Echteste sein, das uns geiziger angerechnet werden soll? Muß man gerade die anmutigste Art der Tradition gefährden? Fest nach Fest zu sich laden und das allereigenste in Frage stellen? Wir empfinden just an dieser Stelle tiefstes Bedürfnis nach „Heimatschutz" und möchten die Blumenkette dieses Festes lückenlos weiter in die Jahre hineingeführt sehen, solange das Größenproblem irgend zu bewältigen ist.

F.

**Theater in Zürich.** Das Pfauentheater wartet immer noch mit erwähnenswerten Neuheiten auf. So kam jüngst der Norweger Gunnar Heiberg zum Wort mit den vier Akten „Tragödie der Liebe". Die Liebe stellt sich diesem Nordländer wesentlich als ein zerstörendes Element dar. Sein Gedankengang ist dabei folgender: Die Liebe in ihrer leidenschaftlichen, alles Denken und Fühlen tyrannisch beherrschenden, ausschließlichen Form hält bei den beiden Liebenden niemals gleichen Schritt; eins ist dem andern stets voraus. Es mag hie und da den Anschein haben, daß der Mann das Weib und das Weib den Mann in völlig gleicher Stärke und Hingabe liebe; aber es ist eben doch nur ein Schein; die Wage wird sofort wieder aus ihrer momentanen Gleichgewichtslage weichen und die Schale sich mit dem Herzen des einen oder des andern heben oder senken. Das macht die Liebe letzten Endes zu etwas Tötendem; eines von beiden geht schließlich seelisch (vielleicht auch physisch zugleich) daran zugrunde. Man darf es frei heraussagen: Heiberg läßt die Liebe wesentlich nur als sinnliche Passion gelten. Das ethische (meinetwegen sogar rationelle) Moment, das das Liebesglück in die Ordnung des praktischen Lebens als das schönste, leuchtendste Ingrediens einbezieht und gerade aus der beseligten Ruhe des Besitzes die Kraft und Freudigkeit zur Erfüllung der Aufgaben und Pflichten unserer sozialen Existenz herleitet — es ist in dieser Heibergschen Liebesverrechnung glatt ausgeschaltet. Und so geht denn auch Karen, die mit der vollen, rücksichtslosen Selbstsucht der Liebesleidenschaft ihren Mann ganz und allein für sich fordert und dessen beruhigtes, aber deshalb durchaus nicht erloschenes Liebesempfinden nur als einen Verrat, ein Verbrechen an ihr, seinem Weibe, betrachtet, zugrunde — mit fast mathematischer Präzision die Voraussage eines in ihr Leben wie eine düstere Prophetenstimme hineinpredigenden Dichters erfüllend, der ihr das Dogma von der ungleichen Liebesstärke und der daraus resultierenden tötenden Wirkung der Liebe als Angebinde in ihren Liebes- und Lebensbund mit dem Förster Kruse mitgab.

Heiberg zeigt nur entscheidende Stationen auf diesem Passionsweg der Liebespassion; zwischen den Akten klaffen große Zeiträume. Das bekommt gerade bei einer solchen rein auf das Psychologische den Akzent legenden Bühnendichtung der dramatischen Klarheit und Folgerichtigkeit nicht besonders gut. Dies ist das Hauptgebrechen des Stückes. Ein bedeutendes poetisches Talent von delikater Seelenspürkraft blickt uns entgegen, und starke dramatische Funken sprühen, wenn die Frau dem Manne leidenschaftlich klagend und anklagend gegenübertritt, oder wenn sie — im letzten Akte — mit der falschen Selbstanklage ihrer Untreue in dem Gatten das Feuer eifersüchtiger Wut gegen die angebliche Eheschänderin anzufachen sucht, damit jedoch nichts anderes erreicht als dessen racheheischenden Ingrimm gegen den Frevler an seiner Ehre. Aber all das hilft schließlich doch über den Eindruck des tendenzhaft Ausgeklügelten nicht hinweg, so wenig wie über das triebhaft Enge und geistig Unfreie, das dieser scheinbar so elementarisch weiten Fassung des Liebesagons anhaftet.

Dank vor allem dem fein eindringenden Spiel der Frl. Ilm als Karen fesselte das Werk, für dessen Vermittlung man der Theaterleitung entschieden dankbar sein darf.

Von der Wiederaufnahme der „Dora“ Victorien Sardous, dieses mit bühnensicherer Hand eine Weiberrock-Intrige mit politischem Unterfutter zu stärkster Spannung steigernden und dann in Minne glättenden Schauspiels, brauchen wir hier nicht zu reden. Eine unserer begabtesten und sympathischsten Schauspielerinnen, Frl. Herterich, fand in der Titelrolle Gelegenheit zu einem neuen Talentausweis. Von dem aus einem bewährten Pariser Schwankmagazin nach Deutschland importierten Antiemanzipations-Quark „Platz den Frauen“ ist hier ein weiteres Wort zu verlieren überflüssig. Dergleichen gehört nun einmal zum notwendigen Übel. Dagegen muß zum Schluß noch des stellenweise höchst unterhaltsamen „Wiener Autoren-Abends“ gedacht werden.

Der Abend begann mit Raoul Auernheimers Einakter „Karrière“, der sich ein Zwischenspiel nennt. Den Inhalt bildet die recht bittere Auseinandersetzung zwischen einem berühmt gewordenen Journalisten und einer berühmt gewordenen Sängerin. Beide hatten sich sehr intim gekannt bevor sie berühmt waren. Aber er hatte sie sitzen lassen, weil eine „gute“ Partie ihm ein rascheres Vorwärtskommen sicherte als eine Verbindung mit der Chanteuse, deren Zukunft noch eine recht problematische war. Nun hat er sich inzwischen von seiner Frau scheiden lassen und hofft, die Beziehungen zu seiner einstigen Geliebten, die er nicht vergessen hat und die jetzt auf einmal als Star am Theaterhimmel der Hauptstadt aufgetaucht ist, wieder aufzunehmen, ja er möchte sie sogar zu einer wirklichen Ehe sich verdichten lassen. Aber seine Hoffnung schlägt fehl. Sie läßt ihn abblitzen, nachdem sie ihm klar gemacht hat, warum er für sie jetzt nichts mehr bedeute. Mit dem behenden Geist eines klugen Wiener Feuilletonisten ist der Dialog geführt; daran erfreut man sich, verhehlt sich aber nicht, daß das Ganze einer tiefern Originalität entbehrt.

Dann rückte Hermann Bahr, der verwandlungsreiche schriftstellerische Proteus, auf mit dem einaktigen Schauspiel „Der arme Narr“. „Der arme Narr“ ist ein ehemaliger Musikus, der genialisch gelebt und physiologisch daran zugrunde gegangen ist; er hat sich einen Gehirnknacks geholt; aber er ist vergnügt dabei geblieben, und wenn er seine lichten Momente hat, fühlt er sich in seinen Erinnerungen an sein reichlich genossenes Leben glücklich. Das ist es, was seinen Bruder, den Großkaufmann so furchtbar enttäuscht. Er, der sich halb zu Tode geschuftet hat in einem Leben, das nichts als Mühe und Arbeit, aber durchaus nicht köstlich gewesen ist, möchte sich am Abend seiner lichtlosen Existenz wenigstens noch pharisäerhaft sonnen an der selbstverschuldeten Misere dieses verblödeten Bruders; statt dessen dreht dieser den Stil um und traktiert seinen äußerlich so moralischen Bruder als armen Narren, was diesem seinen ganzen erhofften Triumph verteufelt. Der Gedanke, just an einem solchen Menschen mit verkümmerter Gehirnfunktion die höhere Weisheit eines unbedenklichen Sichauslebens zu demonstrieren, entbehrt der Originalität nicht; Bahr liebt solche geistreichen Seiltänzereien. Nimmt man sein Stück als solche, so schätzt man es wohl am richtigsten und gerechtesten ein. Das Auditorium verhielt sich kühl.

Um so glänzender und begeisterter war die Aufnahme, die Arthur Schnitzlers Lustspiel-Einakter „Literatur“ bereitet wurde. Man findet das Stück als letztes in dem Einakter-Band „Lebendige Stunden“. Hier sprudeln echter Geist und echte Komik; ein überlegen feiner und gescheiter Mensch hat die drei köstlichen Figuren, die die Handlung tragen, auf die Beine gestellt: ein elegantes Weibchen, das den ersten Mann hinter sich hat, in München an einen Liebhaber (Gilbert) aus der Literaturbohème geraten ist und von diesem dann den Übergang zu einem etwas tölpelhaft gutmütigen, aber angenehm reichen jungen Herrn (Clemens) gemacht hat, der sie sogar heiraten will. Aber auf ihre noch sehr grünen Schrift-

stellerinnenlorbeeren soll sie künftig verzichten; der brave Clemens liebt diese Sumpfblumen nicht, seien sie in Versen oder in Prosa. So schneidet er denn dem Roman seiner Margarete, der eben zu erscheinen droht, resolut den Lebensfaden ab, indem er ihn einstampfen läßt. Ohne es zu ahnen, hat er damit seiner Geliebten den größten Dienst geleistet. Denn durch den auf einmal an ihrem Horizont wieder erscheinenden Münchner Liebhaber, den Schriftsteller Gilbert, hat sie etwas Furchtbares erfahren: wie sie in ihren Roman, so hat er in den seinigen, der aber bereits erschienen ist, die ganze heiße Korrespondenz zwischen ihnen beiden unverändert hinübergenommen. (Sie hatte einst Konzepte zu ihren Liebesbriefen gemacht, er seine Briefe vor Absendung kopiert!) Welcher Skandal nun, wenn Margaretens Roman auch erschiene und alle Welt diese gleichlautende verräterische Korrespondenz lesen könnte! Das hat des guten Clemens Literaturfeindlichkeit nun glücklich verhindert, und auch er wird nun von diesen Intimitäten nichts erfahren. Damit dies ja nicht geschehe, verbrennt Margarete eigenhändig das einzige vor dem Einstampfen gerettete Exemplar, das sich Clemens zur Lektüre mitgenommen hatte. . .

Wie das alles gegeben ist, wie das funkelt und sticht und hüpft und kichert, das ist zum Entzücken gar. Schnitzler weist sich hier über eine vis comica aus, die den Vergleich mit dem Besten, was die Lustspielliteratur kennt, nicht zu scheuen braucht. — Das Stück wurde vorzüglich gespielt von Frl. Ilm und den HH. Nowotny und Ehrens, so daß es in seiner ganzen lachenden Lebensfülle vor dem Hörer erstand. H. T.

Der **Kunstverein St. Gallen** hat für seine Sammlung im städtischen Museum die in der Turnusausstellung des Schweiz. Kunstvereins ausgestellte Bronze „Alter Schweizer" von Wilhelm Meyer in Rom angekauft. Weitere Bereicherung erfuhr die Sammlung durch verschiedene Geschenke. Der Präsident des Vereins, Dr. Ulrich Diem, bot demselben einen Rückblick auf die Geschichte des Kunstausstellungswesens in unserem Lande und entwickelte Vorschläge für eine Verbindung des Turnus und des Salons, betonend, daß eine Reorganisation dieser Verhältnisse erfolgen müßte, wenn Städte wie St. Gallen noch fernerhin in der Lage sein sollten, die zu umfangreich gewordenen Turnusausstellungen aufzunehmen. An den städtischen Gemeinderat wird ein Gesuch um Schaffung einer städtischen Kunstkommission gerichtet. Unmittelbaren Anlaß für die Forderung gab die Gefahr des Abbruches schönster Erker an alten Häusern St. Gallens, für welche jene den vornehmsten Reiz bedeuten! F.

# Literatur und Kunst des Auslandes

**Mannheimer Jubiläums-Musikfest.** Stuttgart, Straßburg, Luzern — aller Orten Musikfeste! Mannheims vom 31. Mai bis 4. Juni dauerndes, der Tonkunst gewidmetes Fest hatte insofern eine besondere Berechtigung, als es mit den übrigen Jubiläumsveranstaltungen zusammenfiel, die anläßlich des 300jährigen Bestehens der zwischen Rhein und Neckar liegenden Hafenstadt bis in den Oktober hinein stattfinden. Mannheim hat sich in den letzten Jahrzehnten ganz rapid entwickelt, und da es eine reiche Stadt ist, die ihrem mit der Literaturgeschichte durch die Uraufführung der „Räuber" unauflöslich verknüpften Hof- und Nationaltheater jährlich einen Zuschuß von 200,000 M. bewilligen kann, sind in den letzten Jahren auch für die andern Künste, zumal für die Musik, ganz bedeutende Aufwendungen